

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

22.5.1927 (No. 21)

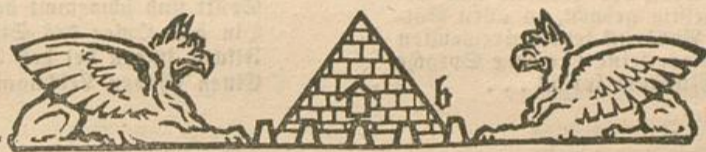
Die

Pyramide

Wochenschrift

zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 21



22. Mai 1927

Gustav Adolf Müller / Um Heinrich Bierordt.

Wer Heinrich Bierordt sei, sollte man keinem Badener, der auch nur ein wenig über das geistige Leben im Lande Bescheid weiß, noch umständlich sagen müssen. Es ist aber so, daß es immer noch Leute in Baden gibt, die ihre heimatlichen großen Dichter nicht kennen, sogar Volksbildner, die vielleicht über englische, französische und italienische Dichter „tiefgründige“ Vorträge halten, also fremde Götter anbeten und die heimischen Altäre unbekannt lassen. Auch vorbringliche, oder besser gesagt aufdringliche, Eintagsfliegen auf literarisch-künstlerischem Gebiete finden leichter ihre Propheten als die Adler, die in stolzer Einsamkeit aus Alpengründen steigen. Zwar weiß ich, daß diese Klage nicht ganz auf die Berühmtheit unseres badischen Dichters Heinrich Bierordt zutrifft, aber in enger Beziehung ist sie doch berechtigt, wenn man in den verschiedensten Kreisen der Heimat nachprüft, wie tief und wie zuverlässig im Herzen und im Hirn mancher angeblühter „Kenner“ der badischen Literatur die Bekanntheit mit Heinrich Bierordts Werken sitzt. Andererseits fehlt es nicht an gegenteiligen Uebersetzungen: Der kräftige Nachhall, den die Feier des 70. Geburtstages unseres Dichters (1925) bis heute in den weitesten Gauen deutscher Zunge gefunden hat, beweist uns, daß Bierordts Schaffen, wurzelnd im badischen Mutterboden, zu einem breitwipfeligen Baum gewachsen ist, an dessen köstlichen Früchten sich viele Deutsche dankbar und rühmend erfreuen.

Abichtlich habe ich mich nicht am 1. Oktober 1925 zu den lauten Verkündigern seines Dichterruhmes gesellt. Ich ließ es bei dem schlichten, poetischen Kartengruß bewenden, den ich vom Fuße des Richtensteins dem Siebzigjährigen zuschickte:

Man sagt, Du seist heut „70“ Jahr?
Mich dünkt es unwahrscheinlich wahr:
Wer so wie Du in unsrer Mitten
kommt jung und frisch dahergeschritten,
dem schließt kein Ring der Jahre sich:
Du bist! Du bleibst! So sage ich.

Zwar durfte ich vor schwäbischen Verehrern des badischen Dichters von ihm und über ihn erzählen, durfte auch in der Presse seines goldenen Tages gedenken, wie ich schon seit Jahren mit besonderer Freude die Schüler meiner Lehranstalten in die Schönheitswelt dieses großen Geniebers und Gestalters einzuführen pflegte, so daß kein feierlicher Schulakt vorüberging, in dessen Vortragsfolge nicht eines seiner Gedichte als besondere Zier eingereicht gewesen wäre, und wie ich auch keinen meiner Lichtbildervorträge über Rom, die Weltstadt der Cäsaren und der Päpste, oder über die Kultur- und Kunstwelt des alten Griechenlandes oder über die Kultur- und Kunstwelt des alten Griechenlandes geschlossen habe, ohne aus Bierordts wundervollen Büchern ein Geleitwort zu schöpfen, — aber das, was mich persönlich in den Machtbereich seines Wesens zwang, habe ich treulich in mir behütet und das Bekenntnis davon aufgespart für das Buch meiner Erinnerungen, dem ich, so ich es noch selbst im Druck erlebe, die Aufschrift geben will: „Unter Menschen und Denten“.

Auch hier habe ich nicht im Sinn, über die fünfzehn selbständigen Buchbände zu sprechen, die das Vorblatt des neuesten Buches „Grottesken“ (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung) verzeichnet. Man lernt Heinrich Bierordt nicht kennen, wenn man von ihm bloß reden oder — schwäben hört. Auch um diesen Dichter zu verstehen, muß man in seine Lande gehen, das heißt: zu

ihm selber. Diesen Gang in des Dichters Eigenland hat mir einst kein Geringerer empfohlen als der von ihm selbst in seinem Erinnerungsbuch wiederholt erwähnte Dichter der „Völkerwanderung“, Hermann Lingg, den Bierordt 1888 erstmals in München persönlich kennen lernte. Ich hatte in der Schriftstellervereinigung „Orion“ zu München eben meinen Vortrag über Annette von Droste-Hülshof, die zu Meerburg begraben liegt, beendet, als der greise Dichter, der meine badische Abkunft erfahren hatte, mit den Worten auf mich zutrat: „Kennen Sie Ihren Landsmann Bierordt? Kennen Sie seine Lieder und Balladen? Kennen Sie seine Acanthusblätter?“ Ich stand verwirrt und beschämt: da ich über die Westfälin so lange und so viel geredet hatte, durfte Hermann Lingg wohl annehmen, daß ich auch in der Literatur meines engeren Vaterlandes Bescheid wisse. „Der wird einer von den Großen!“ sagte der Altmeister zu mir, als ich seine Frage verneinen mußte. Seit jenem Herbsttag 1890 sorgte ich dafür, daß ich diese Fragen bejahen konnte; seit jenem Abend klang mir der Name Heinrich Bierordt nicht mehr fremd ins Ohr. Bald konnte ich mit meinem verehrten Freunde Martin Greif und mit dem mir wohlgesinnten Romandichter Georg Ebers nicht mehr bloß vom Hörensagen, sondern aus der Fülle eigener Kenntnis über den Dichter der „Vaterlandsgeänge“ mich unterhalten. Fortan war Heinrich Bierordt mein poetischer Geleiter durch die wunder-same Welt der Antike, durch die Herrlichkeiten Roms und Griechenlands. Im Tal zwischen dem Aventin und dem Palatin, wo einst der gewaltige Circus Maximus sich dehnte, habe ich manchmal das großartige, mit dramatischer Wucht geformte Gedicht „Im Circus“ mir und meinen Begleitern vorgetragen. Ich durfte auf meinen weiten archäologischen Forschungsreisen an manche Stätte treten, die den Genius unseres Dichters zu oft schönheitsstrunkener Offenbarung begeistert hat. Die Stimmung solcher Weisestunden erschloß mir wie in einer Vision das Geheimnis seines Dichterschaffens: der große Plastiker des Ausdrucks, der wortbeselnde Erträumer verunkelter Zeiten, der Beleber verwitterter, eisenumschlungener Sarlophage, der Schönheitspirer und Schönheitskrieger ließ vor meiner Seele seligstes Ahnen, seligste Träume zur Wirklichkeit erstehen. Und als ich — vor wenigen Jahren erst — zu Karlsruhe in einem Vortrag über Rom den Dichter mit seiner edlen Gattin unter meinen Hörern sah, in seiner Gegenwart die Hörer durch das Medium seiner Poesie die Wunder griechisch-römischer Kunst schauen lassen und nach mancher Jahre brieflichem Begegnen den ersten Händedruck mit ihm tauschen durfte, da wars doch kein — „erstes“ Begegnen, es war nur die letzte Wirkung der „Anziehungskraft des Bezügliehen“, um mit einem Wort von Wilhelm von Scholz zu sprechen. Wie die Weihe einer auf klassischem Boden mit bewusster Innerlichkeit verlebten Stunde genoh ich daher auch einen unvergeßlichen Nachmittag im Heime des Dichters vor dem Mühlburger Tor zu Karlsruhe. In diese geistige Verbundenheit herein spielen auch gemeinsame, wenn auch zeitlich getrennte Erinnerungen, die meines Lebens Wanderwege und Schicksale mit Gestalten zusammensführten, die dem Leser des „Lebensbuches“ von Heinrich Bierordt begegnen, Erinnerungen an Hermann Allmers, an Michael Bernays, an Bismarck, an Alberta von Freydorf, an Heinrich Hansjakob, Paul Heyse, Alfred Holber, Theobald Kerner, J. B. v. Scheffel, Alban Stolz, Richard Voß und Julius Wolff. So ist ein gut Stück

meines eigenen Schauens und Bauens, meines bald öffentlich wirkenden, bald verborgenen Lebens wirklich „um“ Heinrich Vierordts Kreis gegangen, nicht immer dessen bewußt, meist eben nur auf ungeahnten Spuren, und dennoch nicht ohne Bedeutung und nicht ohne hohen seelischen Wert . . .

Weit mehr als der „Literarhistoriker“ hat der Archäologe in mir aus und durch Heinrich Vierordts lernen dürfen: Ich meine das nicht in sachlichem Sinn, sondern im Sinne des anschaulichen Erlebens, der Befeehlung des Geschautes. Der Dichter der „Kantibusblätter“, der „Gemmen und Pasten“ macht mir jede meiner Italienfahrten zu einem starken Erlebnis. Das ist soviel, daß ihm ein dicktes Buch nicht genug dafür danken könnte.

Manches Lob der Kritik findet in Vierordts Kunst außer ihrer antil-klassischen Genialität eine Meisterschaft im „Barocken“, besonders in der malerischen Schilderung des Kleinstadtbulls; irgendwo anders las ich seinen Lobpreis als eines Wortdarstellers „biedermeierlicher“ Stimmungen. Ach, wie erfindend sind doch die Schreiber „systematischer“ Literaturgeschichten, die literaturpöpstlichen Kritiker im Rubrizieren dichterischen Schaffens! Wie verstehen sie es so prächtig, den freien Geist des geborenen Dichters in die Zwangsjacke ihrer professoralen Schulweisheit einzubinden! Es sollte mich nicht wundern, wenn nächstens solch ein Bevormunder der Mit- und Nachwelt in der Kunst Vierordts eine besondere Anlage für den — „Jugendstil“ entdeckt. Ich meine, ein Dichter von echtem Geburtsadel und von so vielseitiger, unmittelbar auf Wanderungen aus dem Born des Lernens und Erlebens geschöpfter Bildung ist wohl, geistig gedacht, in allen Sätzen gerecht, sein Stil wird immer der Ausdruck seines ureigensten Wesens sein und bleiben, man wird immer seine e i g e n e Sprache hören, auch wenn er in wechselnder Mundart spricht . . .

Heinrich Vierordts jüngstes Buch sind die „Grottesken“ (wie alle seine Bücher in Carl Winters Verlag zu Heidelberg erschienen). Der Titel ist meisterlich gefunden: es gehört die Künstlerhaft eines Vierordts dazu, auch das überladen Komische, dessen Uebertreibungen häßlich wirken, durch einen symbolischen Zweck ästhetisch zu rechtfertigen. Vierordt versteht das oft geradezu verblüffend, oft auch mit überaus zarten Strichen. Als ein Beispiel hierfür möge von den drei Gedichten „Aus der Pukta“ das letzte dieses kleine Gedendblatt schließen:

Auf die Pukta flammt der Sonne Kuß . . .
Bauernmädchen baden in dem Fluß.
Von dem andern Strand im Buschgeflecht
Lauscht dem Spiel des Grafen junger Knecht.
Haben ihn die Mädchen schnell entdeckt,
Ausgelassen scherzend ihn geneckt:
„Schwimm herüber, schöner Knabe, komm!
Wiegt die Woge doch so saft und fromm.“ —

Springt der Bursche wagend in den Fluß,
Der geschwollen stark vom Regenguß.
Aus der Welle taucht sein Körper schlank,
In der Sonne glänzt die Schulter blank.
Kämpft mit gelber Flut und ringt und winkt,
Bis er in der gelben Flut versinkt.
Spült und schwemmt das Wasser, trüben Gangs,
Hin das Opfer des Sirenenfangs
Fischer fischen bei des Tages Schluß
Einen schönen Reichnam aus dem Fluß.

F. Schweikert / Träumereien im Schwesinger Schloßgarten.

Ueber das Dach des Schwesinger Schlosses steigt der Vollmond empor. Von seinem Strahle getroffen, leuchtet der Marmorleib der Galathea auf und sein Glanz durchbricht die Waldbesnacht. Lichtumflossen tritt aus dem Säulenkranz seines hochragenden Tempels der harfende Apoll heraus. Die tief unten im Dunkel ruhenden Sphinxen freuen sich der Leibespracht des jugendschönen Gottes. Raum merklich blähen sich die Mästen ihrer garnicht ägyptisch abgestumpften, sondern manheimerisch wohlgeformten ansehnlichen Nasen und ein verhaltenes Pächeln huscht über die steinernen Gesichter dieser Schönen aus dem Rhein-Neckarwinkel beim Bedenken fürstlicher Freundschaft von dazumal. Dort am See schließen überschlankte Minarets in den sternbesäeten Himmel auf. Von dem sie krönenden goldenen Halbmond springen leuchtende Perlen in die blaue dunkle Luft oder es fallen von ihm funkelnde Tropfen auf die saft gebauchte Kuppel der Moschee, deren Bild sich in dem leichtbewegten Wasser spiegelt. Scheinbar ins Unendliche dehnt sich die breite Allee mit den fernengerade gerichteten Bäumen. In den verschlungenen Laubgängen dies- und jenseits von ihr wisper, tuschelt, feuszt es. Abbilder olympischer Gestalten und Hermen einstmal's Weisheit spendender irdischer Geister halten, im Gebüsch verborgen, leise Zwiegespräche miteinander. Aus der Ferne trägt der Zephyr zarte Harmonien herüber. Märchenstimmung! Ich sitze auf einer der weißen Bänke in der breiten Allee und träume. Träume von jener längst verschwundenen Welt des leicht beschwingten, leicht gesinnten Kokoko, die einst hier lebte. Und ich vermeine, ihren Herzschlag zu spüren.

Auf Sumpf und Sand hat der Machtwille eines absoluten Herrschers den von Spargel-, Hopfen- und Tabakfeldern eingerahmten Wundergarten hingezaubert. Wenn die ersten Nachtigallen schlügen, entfloß der letzte Kurfürst von der Pfalz dem wachenden Steinfloß seines Schlosses in Mannheim mit samt den Regierungsvergnügen, um in dem von ihm in Schwesingen geschaffenen Arkadien bei Spiel und Tanz, Theater und Musik das Panier heiteren Lebensgenusses aufzupflanzen. Wie so mancher andere auf deutschen Fürstenthronen sah auch er in dem Sonnenkönig sein Herrscherideal. Auch er wollte sein Versailles haben. Freund der Künste und Wissenschaften, mußten sie ihm freilich auch dazu dienen, den Glanz des höfischen Himmels, an dem er als Zentralgestirn strahlte, zu erhöhen. Karl Theodor war nicht nur den irdischen Schönen, sondern auch den himmlischen Musen zugetan. Und zwar aufrichtig, so daß er sie nirgends einbehren mochte. Auch in seinem Schwesinger Lustkulum hatte er ihnen eine Stätte bereitet. „Alles Klang und sang, man glaubte auf eine Zauberinsel versetzt zu sein. Aus dem Badehause des Hesperidengartens erkante abends die wohlküstigste Musik; ja aus allen Gängen und Winkeln des kleinen Dorfes hörte man die magischen Töne der Virtuosen, die sich auf allen Arten von Instrumenten übten.“ Schubart, der dies schrieb, errang sich bei seinem Besuche Schwesingens so sehr die Gunst des Kurfürsten, daß dieser mit ihm zusammen musizierte. Für Karl Theodor war die Beschäftigung mit der Musik ein Bedürfnis. Er liebte es, sich in das abseits gelegene Badehaus, das ihm sein genialer Architekt Pigage erbaut und mit raffinierstem Luxus ausgestattet hatte, zurückzuziehen und dem Flötenspiel zu widmen. Einige Auserwählte seiner berühmten Kapelle mußten ihn dabei begleiten. Ein anderes Sanssouci, nur daß Karl Theodor weder als Musiker, noch gar als Held Friedrich vergleichbar wäre. Sein künstlerisches Schöpfung, die große italienische Oper, für deren Ausstattung er Unsummen ausgab, war

an das in seinem Formenüberschwang von Pracht und Prunk strobende Hoftheater im Mannheimer Schloß gebunden. Sie hätte sich auch garnicht in das „Milieu“ der Schwesinger Idylle eingestügt. Diesem Milieu entsprachen vielmehr die italienischen Buffonaden und französischen Komödien, die auf der Bühne im Zirkelbau gespielt wurden. Den Theatersaal hatte Pigage im Anklang an die hier gepflegte Kunst leichten Genres mit anmutiger Formenkunst ausgeschmückt. Für Stücke, deren Charakter zum „Bukolischen“ neigte, gab es unterhalb des Apollotempels ein Naturtheater. Sträucher und kleine Tannenbäume bildeten die Kulissen der Miniaturbühne.

Zwei Welten schieden sich, wo die Torhäuser den Eingang zum Schlosse bewachten. Jenseits der Pforte eine Welt, in der man lebte, um zu leben. In der vornehme Müßiggänger, umwehelt von Schmarozern und Lakaien, auf möglichst angenehmen Zeitvertreib bedacht, die Tage in Tafelfreuden und „ästhetischen Amüsements“ verbrachten. Diesseits eine Welt, in der ein hüriges Volk in harter Arbeit, zu der noch Frondienste kamen, bemüht war, einem mageren Boden das Lebensnotwendige abzurufen. Selten, daß die zwei Welten sich berührten. Es mußte schon ein besonderer Anlaß sein, wenn die vor dem eisernen Gitter des Schloßhofes stehenden an einer „Fete“ des Hofes ein wenig mitgenießen durften.

Zur Wiedergenesung des Kurfürsten nach längerer Krankheit fand ein Fest statt. Es gipfelte in der Beleuchtung des Gartens und einem Feuerwerk. Von nah und fern kamen die Menschen, das feurige Schauspiel zu sehen. Ueber 200 Wagen standen in den Gassen des Dorfes, und die Fremden saßen, da die wenigen Wirtschaftshäuser sie nicht alle aufnehmen konnten, auf den Treppen vor den Häusern und aßen und tranken. Den Bevorzugten am Hofe wurde vor der Galathea ein besonderer Kunstgenuß zuteil. Die ersten Solokräfte des Hoftheaters in Mannheim führten auf der Naturbühne die einaktige Oper „L'Arcadia conservata“ auf. Das Werk war, wie das Textbuch ausdrücklich bemerkte, zur Aufführung auf dem Naturtheater bestimmt, „sul teatro di verdura naturale in prospetto del tempio d'Apollone nel giardino Elettorale di Schwesingen.“

Während ich auf der weißen Bank in der breiten Allee saß und eine versunkene Zeit mit ihrem von zierlicher Kunst zu Geziertheit und Künstelei sich auswachsenden Gepräge in meinen Traumgesichten vorüberzog, war mir, als flatterten die letzten Kouladen und Trillerketten der Oper „L'Arcadia conservata“ um mein Ohr. Dann zerfloßen sie in der unbewegten Luft der Sommernacht, und auch das die verschörfelte Arie beschließende Ritoruell des Orchesters erstarrte in einem sanften Akkord. Ich hob etwas meinen Kopf und sah, wie in dem Bassin der großen Fontäne das Steinbild des göttlichen Sängers Arion auf dem Rücken des die Fluten durchsurchtenden Delfin lebendig wurde und das Land zu gewinnen suchte, um nach den Zirkelhäusern zu streben, wo hinter den im Glanze von vielhundert Kerzen schimmernden Fenstern bezopfte und behänderte Kavaliere und geschminkte und gepuderte Damen mit hohen Frisuren galant zu einander sich neigten. Horch! Ist das nicht das Menuett aus Don Juan?

Indem die Weise dieses anderen göttlichen Sängers, von dem eine neue, die echte Kunst ausging, meinem Ohre entchwand, wandelte sich im Anachronismus des Traumlebens das Bild. Ein fahler Oktobertag. Die Wipfel der Bäume in graue Schleier ver-

strift. Von den Zweigen fallen welke Blätter und große Tropfen zerfließenden Nebels. Durch die breite Allee schreitet ein kleiner, blasser Mann. Sein Gesicht kennzeichnet eine stark vorspringende Nase. Jetzt steht er still. Fragend schweift sein Blick umher. Seine Augen suchen etwas. Das sah doch damals alles anders aus! Ein leuchtender Sommertag, frisches Grün, viel farbige Blumen, zwitschernde Vögel, springende Wasser und darüber ein blauer, wolkenloser Himmel. Dazu eine elegante Hofgesellschaft, allen voran der Kurfürst und seine Gemahlin, beide ihn, den Siebenjährigen, und seine Schwester wegen ihres Klavierspiels mit Komplimenten überschüttend. Und heute! Grau, still und tot. Und er, einsam, allein. Er fühlte sich enttäuscht. Mit einer Enttäuschung, deren er schon so viele erlebt, kam er aus Frankfurt, wohin er zur Krönung seines Kaisers gereist war. Bei den Festlichkeiten hatte er gehofft, durch die Einnahmen aus einigen Konzerten seiner materiellen Not etwas zu steuern. Aber nur mit Mühe hatte er ein einziges Konzert zustande gebracht, und das blieb leer. Ueber sein „Liebes“ Mannheim wollte er heimkehren. Doch er fand, daß es nicht mehr das Mannheim von ehemals war. Heute abend gab man im Nationaltheater seinen Figaro. Die Probe, der er gestern anwohnte, hatte ihn verdrossen; der alte Kapellmeister nahm die Tempi zu schwer. Vielleicht besserte sich seine Stimmung, wenn er den Tag zu einem Absteher nach Schwetzingen benützte, „um den Garten zu sehen“. Nun er da war, gelüftete es ihn nicht, weiter zu gehen. Der Anblick der sterbenden Natur, der ihn mit trüben Ahnungen erfüllte, ließ ihn erschauern. Fröstelnd knüpfte

er seinen braunen Ueberrock zu. Dann wandte er sich wieder nach dem Ausgang. . . .

Als die unscheinbare Gestalt in der Wölbung des hinteren Schloßtores verschwand, fuhr ich jäh in die Höhe. Was mir Wirklichkeit erschienen, hatte ich nur im Traum geschaut. Noch ganz in dessen Bann, spann ich die Gedanken wachend weiter. Wehmüt ergriff mich, gedachte ich desjenigen, der einst umflorten Gemütes von dem Schwebinger Garten und den an ihn sich knüpfenden Jugenderinnerungen Abschied nahm. Indem ich so sinnierte, tat sich ein anderes Bild vor mir auf. Seit jenem Abschied war kaum recht ein Jahr verstrichen. Da hielt an einem düsteren, nagkalten Dezemberabend — die tiefhängenden Wolken sandten heftige Regen- und Schneeschauer nieder — am Stubentor im alten Wien der Armenleute-Leichenwagen. Die wenigen Männer, die ihn bis dahin begleitet hatten, standen ebenfalls still. Schweigend sahen sie einander an. „Das Wetter ist doch gar zu schlecht.“ Noch ein Augenblick, dann hüllten sie sich dichter in ihre Mäntel und schritten eiligst in die Stadt zurück. Allein humpelte der Wagen dem Friedhofe St. Marx zu. Dort hob aus ihm der Totengräber mit Hilfe des Kutschers den roh anzimmerten Sarg und ließ ihn in eine große, dunkel aus der Erde gährende Grube hinab. Aufeinander geschichtet, standen in ihr schon neunzehn ebensolcher Särge. Nun der zwanzigste hinzukam, wurde sie zugeschaufelt. Kein Kreuz, kein Stein kündete, wer darin lag. . . .

So fand Mozart seine letzte Ruhestätte bei den Allerärmsten Wiens.

Heinrich Filfinger / Badnerland.

Der Neckar walt zum Rheine,
Das Schwabenmeer verblaut . . .
Höh'n, Täler, Korn und Weine
Und schlichter Heimatlaut;

Hoch über Berg und Auen
Mild segnend Gottes Hand —
Das ist mit seinen Gauen
Das schöne Badnerland!

Alfred Wahlström / Mein roter Kater.

Der aufgehende Mond schien herein in mein Zimmer; auf mein Bett, in dem ich lag, und auf den Stuhl neben meinem Bett, auf dem mein Kater saß.

Morgen mußt du fort, sagte ich zu ihm, und sah in den Mond. Ja, es ist nicht zu ändern; es ist März und es kommen die Singvögel zurück. Die Lerchen sind sogar schon da, und jede Woche bringt neue Vögel. Mein Lieber, es muß sein, und es ist ja nicht für immer!

Sein leises Schnurren ging während meiner Rede in einen pfeifenden und singenden Ton über, wie es bei leidenschaftlichen Katzen in hoher Erregung der Fall ist. Denn er begriff natürlich durchaus nicht den Sinn, sondern war durch den zärtlichen Ton, in dem ich ihm meinen Satz vortrug, im Innersten freundlich bewegt. Er stieg daher auch von dem Stuhl zu mir ins Bett herüber und stieß mich liebevoll mit seinem Kopf.

Ich weiß, daß er das ganz bestimmt nicht getan haben würde, hätte er eine Ahnung gehabt von dem ihm bevorstehenden Schicksal. Er wäre gewiß zum mindesten sehr traurig gewesen und wahrscheinlich hätte er sogar versucht, sich mir, dessen Gewalt zu fürchten war, durch eine Flucht zu entziehen.

Mir aber, der ich wußte, wie es stand, war es nicht leicht zuzumute, denn ich liebte sein Herz sehr. Es war mir so zugetan, so unwandelbar zugetan und kannte keine Launen. Und doch sollte es sein! Denn im Garten lebten alle Sommer so mancherlei Vögel, die in Strauch und Baum und im Rosenpalier der Hauswand ihre Nester bauten. Und wenn mein Kater auch die Tureltaube auf seinem Rücken duldete und sich schmeichelnd am Käfig des zahmen Staren rieb, sich von ihm den Schnabel ins Fell stecken ließ und ihn, selbst wenn er frei im Zimmer war, nie bedrohte, so fürchtete ich doch für meine Fliegenschnapper, für meine Wendhähne, für die Grassmücken und alle die andern; denn ich weiß, daß es für eine wohlgenährte und wohlgezogene, stets mit Vögeln zusammenwohnende Katze ein Leichtes ist, das Leben ihrer Zimmergenossen zu schonen und sie vielleicht sogar bis zu einem gewissen Grad als Kameraden zu betrachten, daß es hingezogen von ihrer Natur Unmögliches verlangen hiesse, Entsaugung zu fordern, wenn draußen der wilde Star am Boden läuft, wenn das Rotkehlchen ahnungslos der unsichtbar im Gebüsch ruhenden nahekommt, oder wenn die Amsel so eifrig im Fallaub beschäftigt ist, daß sie den schleichenden Feind nicht bemerkt.

Dann ergreift die eingeborene Gier Gewalt über das Herz, geduckt, gezielt und gesprungen folgen sich rasch, und ein trauriges Geschick erfüllt sich, indem sich die Katze befriedigt, wie sie es muß.

Mir ist aber Gewalt gegeben, dachte ich; ich kann Vorsehung spielen; und mein Entschluß festigte sich, indes sich mir die Rehle ein wenig zusammenzog bei dem Gedanken an den zeitlichen Verlust, mit dem ich die Sicherheit der Vögel erkaufte.

Seit einem halben Jahr, das ist seit ich ihn geschenkt erhalten, war er fast Stunde um Stunde bei mir — wir waren zusammen gewachsen und die Gewöhnung hatte unsere Liebe von Tag zu Tag vermehrt. Und würde ich nicht auch seine Schönheit vermessen?

Er war nun jährling und war stark geworden. Sein Fell hatte einen unerhörten Glanz und war von prachtvoller Dichte. Rot war er; hell gelbrot die Grundfarbe und um vieles röter, dunkler und kräftiger die Katzenzeichnung darauf.

Wenn die Zweige der Schlingrose vor dem ihm zuliebe stets offenen Fenster meines Schlafzimmers zu schwanke anfangen, ohne daß ein Wind ging, wenn ein leichtes Geklapper von Holz auf Holz begann, so wußte ich, daß mein Kater heimkomme. Mit Vorliebe trat ich, noch ehe er das Gesims erreicht hatte, ans Fenster, um ihm beim Klettern zuzusehen. Mit Geschicklichkeit kletterte er an dem nur daumenstarken Rosenstamm empor und schlängelte sich durch eine große Zahl alter und riesiger und durch eine noch größere Anzahl junger und feiner Stacheln, die an den Kreuz und quer gewachsenen kleineren Zweigen standen, ohne sich, selbst wenn es Nacht war, Pfloten, Haut und Augen zu verletzen.

Er pflegte mich dann mit einem leisen Schrei zu begrüßen, sich vor mir niederzusetzen und mich vollkommen reglos anzusehen. Nahm ich dann meinen Platz wieder ein, so stand er augenblicklich auf, und sprang mir auf den Schoß, wo er, indessen ich die Arbeit wieder aufnahm, sich schnurrend zum Schlafe einrollte. Oft war dann sein Fell noch warm von der Sonne oder kalt vom Wind oder naß von Tau und Regen, denn er unternahm zu jeder Zeit des Tages und bei jedem Wetter Ausflüge ins Gebüsch und in den Wald, ohne sich jedoch, wenn ich im Hause war, jemals für lang zu entfernen.

Es gab Menschen, die sich vor ihm fürchteten, denn er hatte einen breiten Schädel mit dicken Pelzbäden. Aber er tat niemand etwas zuleid. Er war eher scheu und ängstlich gegen Fremde, wie er überhaupt für sein Geschlecht ungewöhnlich sanft war.

Der traurige Morgen brach an. Mein Kater lag mir quer über dem Hals, als ich erwachte, und er beachtete nicht im geringsten den Gesang des neuan gekommenen Staren im alten Nußbaum vor dem Haus. Aber das half ihm nichts. Ich sagte ihm im Genick, hob ihn vor mein Gesicht und sagte ihm: Sei mir nicht böse — es muß sein, denn jetzt ist auch der Star schon da. Oh du mir ihn und den Immerling überlistest, und oh du mir das Rotkehlchen eines Morgens in der Frühe fängst, sperr ich dich ein. Er schnurrte, obwohl er an seinem eigenen Fell aufgehängt war, und er hatte ein etwas schiefes Gesicht, weil ich ihn kraff hielt. Dann setzte ich ihn nieder und wich seinem fragenden Blick aus.

Als ich angekleidet war, setzte ich meinen Freund in einen Korb, band diesen zu und trug ihn von meinem Waldhaus weg ins Dorf, wo mir ein leerer Kuhstall zur Verfügung stand. Dasselbst hatte ich schon ein Fenster vergittern lassen, um dem Hästling wenigstens frische Luft und freie Sonne zukommen zu lassen. Auch für ein angenehmes duftendes Heulager war gesorgt, denn außer der Freiheit durfte ihm nichts fehlen.

Als ich ihn aus dem Korb gehoben hatte, ging er neugierig in dem fremden Raum umher, besah sich die Aussicht durchs Fenster, beroh die Rattenlöcher in den Ecken und schien sich ganz wohl zu fühlen.

Da rief ich die Nachbarin herbei, um ihr mein schönes Tier, auf das ich stolz war, zu zeigen. Diese aber hatte nicht den Mut,

seine Schönheit zu bewundern, sondern sagte mit bedenklichem Gesicht: Was rot ist, gehört dem Teufel! — Als ich sie ob ihres Aberglaubens verlachte, sagte sie überlegen: Mein Mann, Gott hat ihn selig, ist von seinem roten Stier erstochen worden. Euer Kater wird Euch kraken und beißen, daß Ihr noch an mich denkt!

Aber ich lachte sie aus und sagte ihr: Frau Nachbarin, geht heim, mein Kater ist ein gutes, treues Tier. Ihr werdet hören, wie er schreit, sobald ich gehe.

In diesem gingen wir, und wirklich stieß der Kater einen Schrei aus, der mehr dem Trompeten einer Gans, als der Stimme einer Katze ähnlich war. So ging ich denn nochmals die paar Schritte zurück und gab mir Mühe, ihn zu trösten, denn er war noch nie eine Stunde seiner Freiheit beraubt und noch nie so verlassen gewesen.

Als ich zum zweitenmal ging, schrie er wieder, aber nun war es doch wenigstens das klägliche Miauen einer Katze.

Bis morgen! sagte ich und ging.

Ich weiß nicht, wer von uns, der Kater oder ich, sich mehr nach dem andern gesehnt hat, an diesem und an den vielen folgenden Tagen, ehe die Brutzeit der Vögel um war. Jedenfalls wurde mirs klar, daß weder die Amsel, noch der Fink, noch das Rotkehlchen, denen zuliebe ich meinen Kater in einem häßlichen Stall gefangen hielt, mir mit ihrem herrlichsten Gesang sein Schnurren, seine treue Begleitung Schritt um Schritt in Haus und Garten und den zwingenden Blick seiner Augen ersetzen konnten.

Und er, mußte er nicht noch viel mehr leiden, da er doch so gar keinen Grund erkennen konnte zu all seinem Leid, das in der Trennung von dem einzigen Wesen, das er wirklich liebte, und im Vermissten der bis dahin unbefchränkten Freiheit lag?

Und was mußte er sich über mich denken, der ich dahin ihn gebracht hatte und scheinbar mitteillos sein Flehen überhörte, während ich doch bisher seine Bitte, eine Tür zu öffnen, stets unweigerlich sofort erfüllte?

Anfänglich schrie er unaufhörlich, so daß ich das ausgehängte Fenster aus Rücksicht für die Nachbarin wieder einsehen mußte. Allmählich aber beruhigte und ergab er sich und schrie nur immer noch dann, wenn mein Besuch bei ihm zu Ende ging und ich mich entfernte. Und auch dieses Klagen verkürzte sich allmählich.

Ich mußte an eine dunkle Zeit in meinem eigenen Leben denken. Man erträgt mehr, als man glaubt, mein Lieber, sagte ich zu ihm, und brachte ihm rohe Leber, kuhwarme Milch oder ein Ei, seine besondere Lieblingspeise, um es ihm noch leichter zu machen.

Trat ich in den Stall, so geriet er so in Aufregung, daß es mir klar wurde, daß er fast einen Tag nur auf diesen Augenblick gewartet habe; er schnurrte närrisch, so heftig, daß er bisweilen sich verschluckte und ein wenig husten mußte; er sprang mir, alle früher dabei geübte Vorsicht außer acht lassend, auf die Schulter und verletzete mich manchmal, ohne es selber zu ahnen, ein wenig, indem er sich in allzustürmischer Zärtlichkeit an mich klammerte.

Seine Liebe, so erquickend sie war, war mir doch ein ständiger Vorwurf. Warum opferte ich ihm nicht die singenden Federklöße, die mich doch nicht liebten, die mich nicht kannten, denen ich gleichgültig war, oder denen ich, ohne es zu wollen, Furcht einjagte? Dieser hier liebte mich wirklich glühend. Und ihn hielt ich fern von mir und ließ ihn der Langeweile, der Sehnsucht, der Qual, und tat ihm etwas an, worüber ich selber vielleicht den Verstand verlore, geschähe es mir.

Aber mehr als die Hälfte der Zeit ist um, dachte ich. Geduld bringt Rosen, durch Nacht zum Licht, per aspera ad astra! Streichelte ihn und sagte ihm Lebewohl.

Aber ich ging noch zur Nachbarin, denn heute wollte ich ihm eine ganz außergewöhnliche Freude machen. Ich hat um einen Sack, irgend einen alten Sack, damit ich ihm eine zweite Lagerstätte bereiten könne. Denn gefangen gehaltene Katzen sind dankbar für jede Abwechslung, welcher Art sie auch sei.

Das könnt Ihr gerne haben, sagte die Nachbarin. Es liegt einer schon lange herum und ich glaube, daß schon so manche Katze darauf gefressen ist.

Und froheren Mutes ging ich zu meinem armen Kater zurück, der kaum begriff, was heut für ein Tag sei.

Ich legte den Sack dahin, wo er nach meiner Kenntnis vom Geschmack der Katzen liegen mußte.

Aber indes der Kater den Sack eindringlich berock, richtete sich sein Haar am ganzen Rücken auf, sein Schweif wurde buschig und die und ein aus der tiefsten Brust kommendes leises Grollen war zu vernehmen. Nie hatte ich ihn so gesehen.

Aber Muggertl, was ist dir? fragte ich ihn. Muggertl hatte er als Kleines geheißten, und es war dies, obwohl er sonst einen stolzeren Namen führte, an ihm hängen geblieben.

In außergewöhnlichen Fällen, sozusagen, wenn ich zu seinem innersten Herzen sprechen wollte, nannte ich ihn immer noch Muggertl.

Muggertl! sagte ich. Aber er wandte den Kopf nicht.

Da ging ich auf ihn zu, um ihm den Kopf aufzuheben und ihm einmal in die Augen zu sehen. Aber kaum berührte meine Hand sein Ohr, als er wie rasend herumfuhr, mein Hand erfaßte und mich, als sei ich sein bösester Feind, bis. Er biß zu, ließ locker und schlug die Zähne des Unterkiefers ein zweites Mal in die Hand.

Ich verlor die Fassung nicht und hielt die Hand ruhig, so stark der Schmerz auch war, denn einem Bekendenden soll man die Hand nicht zu entziehen versuchen, sonst wird er noch mehr gereizt.

Nach einem kurzen Weilschen ließ er los und sprang weg. Er fauchte und schlug mit den Zähnen links und rechts in die Luft, als kämpfte er mit einem unsichtbaren Gegner.

So hatte der Kote also doch gebissen!

Aber für mich gab es keinen Zweifel an seinem Herzen! Nicht gemeine Bosheit, Falschheit und Undankbarkeit war es. Es war die Tat eines Verwirrten, eines Irren. Der Katzenbust, der an dem Sack hing, hatte ihm den Verstand geraubt, hatte ihn wild gemacht und ihn gegen mich, den er so zärtlich liebte, verkehrt. Und schuld war ich selber; ich selber, nicht er. Ich, der ihn abhielt, nach seiner Art zu leben, der ich ihn erbärmlich eingesperrt hielt und mich durch all seine verzweifelte Schreie, durch seine klagende, jammernde Sehnsucht nicht hatte erweichen lassen, ihn freizugeben.

So war er überfüllt vom Drang nach Kampf und Geschlechtstat und kam, als er Katzenbust roch, von Sinnen. Und begina, was er sonst nie begangen hätte.

Doch wie immer er zu entschuldigen war — das überreizte, verblendete Tier war gefährlich und konnte mich meines Augenlichts berauben.

Sollte ich es töten? Eine Kugel in den Kopf wäre anständig. Aber ich dachte daran, wie er daheim als Bildsäule vor mir saß, und wie er auf meinem Schoße schlief und konnte den Entschluß nicht fassen. So nahm ich eben den verhängnisvollen Sack weg, warf ihn hinaus und sprach meinem armen Kater Ruhe, Mut und Hoffnung zu. Ich erzählte ihm, als ob er es verstehen könne, daß die Vachstelzen, die Fliegenschwärmer und die Rotschwänzchen ja nicht ewig am Hause blieben, und meine Ruhe ging langsam auf ihn über. Nach einer Stunde war nicht nur längst sein Haar wieder glatt, sondern auch seine Augen trät, und er begann sich zu lecken. Dann kam er zu mir, und als ich wegging, schrie er wieder, wie immer.

Tags darauf sah mich die Nachbarin mit verbundener Hand. Gewiß hat Euch Euer roter Kater gebissen, gesteht es nur! sagte sie. Aber ich log ihr dies und jenes vor, und hätte um alle Welt nicht die Wahrheit verraten. Denn nie hätte die Frau begriffen, wie es wirklich war, und sie hätte in dem Geschehnis stets die Bestätigung ihrer Meinung gefunden, und ihm, meinem Kater, unrecht getan. Davor ihn zu schützen, war Pflicht der Liebe.

Unser Verhältnis zueinander war gänzlich wiederhergestellt, aber sein Ruf und Bitten, wenn ich mich von ihm trennte, wurde mir unerträglich von Tag zu Tag.

Da endlich fing das Getreide an reif zu werden und die Zeit der Befreiung rückte heran.

Ob er sich wohl mehr hätte freuen können als ich, wenn er gewußt hätte, was ihm bevorstand, als ich ihn abermals in einen Korb packte. Ob er durch das Geflecht des Korbes hindurch den Weg zurück nach Haus und in die Freiheit erkannte?

Jedenfalls war er still im Korb und schrie nicht wie damals, als ich ihn von zu Hause fortrug.

Daheim angekommen, öffnete ich den Korb.

Er stieg heraus, sah sich um und sprang auf das Sims des Rosenfensters. Da stand er und schien überwältigt vom Eindruck der Freiheit. Er sah seinen alten Weg an der Rose, den er seit Anfang März nicht gesehen hatte. Er sog die freie Luft ein und fauchte, obwohl ich still stand und ihn nicht zu halten drohte. Das war der Ausdruck übergroßen Erlebens.

Dann stieg er auf den Rosenzweig und kletterte hinunter. Ich goß Milch in eine Schale und stellte sie auf den Boden, damit er etwas finde, falls er in meiner Abwesenheit heimkomme. Aber am nächsten Tag stand die Milch noch am Abend unberührt und war sauer geworden. Ich ersetzte sie durch frische und wartete ab — aber ihr erging es nicht anders.

Den Noten aber hörte ich draußen bisweilen schreien, im Garten oder im Wald, und ich rief ihm. Sonst kam er im Galopp herbeigeißelt, wenn ich ihm rief — jetzt kam er nicht, ich mochte rufen, so oft ich wollte.

Da, am Morgen eines der nächsten Tage fand ich auf meinem Bett einen kleinen, grünen, widerhakigen Samen. Den konnte nur er an seinem Fell hereingeschleppt haben. Die Milch hatte er verschmäht, aber er mußte auf meinem Bett in der Morgenfrühe ein Weilschen geschlafen haben!

So ging es noch einige Zeit: am frühesten Morgen, wenn ich in tiefem Schlafe lag, kam er auf mein Bett, um sich etwas zu wärmen. Das verriet das eine Mal der grüne Samen, ein andermal der Abdruck seiner lehmigen Pfote, das dritte Mal ein rotes Haar, oder gar: es war die Decke noch eingedrückt und warm — aber zu Gesicht bekam ich ihn nicht. Vor Tag war er weg und strich umher und rief und lief sich an.

Endlich, eine Woche war um, lag er mittags in der Sonne auf dem Sims, als ich ins Zimmer trat. Ich ging auf ihn, und er auf mich zu. Er setzte sich vor mir nieder in der angewohnten Weise und sah mich wie sonst immer an.

Er war mager geworden durch das Fasten.

Als ich mich niedergelassen hatte, sprang er mir auf den Schoß, schnurrte und schnurrte unter meiner streichelnden Hand, bis ihn endlich schlieferte. Dann drehte er sich um und schlief ein.

Das ist jetzt Jahre her.

Und er war nicht des Teufels! Das versichere ich noch heute, lang nach seinem Tod, obwohl ich sechs kleine rötliche Narben in der Hand für immer davontrage.

Sie sind mir nur eine liebe Erinnerung.

Das
nen
fülligen
doch die
Wegen
auf mi
das Er
weiter
nen zw
erkannt
daß die
ieren h
nachste
genzblat
literari
los um
Wie
füguna
als Vor
folgende
Da
unmünd
im Sch
Verord
den schä
zu latte
Und
Zeiten
sagt: „A
das schö
zu mach
kaum de
Als
bei not
nachste
wi. N
hätten
Barre
welches
Nod
nicht m
Erepter
Denfer
unruh
zogen d
gewun
hatte n
sicherm
einem f
lande d
einen fo
lächter
„Ed
und sech
voll un
schlepp